**Predigt zum zweiten Advent 2015**

**über Apk 3,7-13**

**in der Peterskirche Heidelberg**

Prediger: Prof. Dr. Klaus Tanner

“Türkei - Heimat des Glaubens und die Wiege der Menschheit” lautet die Überschrift auf der Homepage eines Reiseveranstalters. Geworben wird unter dieser Überschrift für den Besuch der sieben Städte, die in der Apokalypse des Johannes genannt sind.

Eine davon war Philadelphia, die “Stadt der brüderlichen Liebe”. Sie wurde im 2. Jahrhundert vor Christus gegründet. Im ersten Jahrhundert nach Christus entstand eine christliche Gemeinde. An diese Gemeinde ist einer der sieben Briefe gerichtet, die in der Apokalypse des Johannes überliefert sind. Im Jahr 1390 wurde die Stadt von den Osmanen erobert und umbenannt. Sie erhielt den Namen Alasehir „Stadt Gottes“ bzw. „Stadt Allahs“. Für den Besuch der Stadt geworben wird heute mit dem Satz, sie symbolisiere “die Humanität und Toleranz der alten und der modernen Völkerschaften Anatoliens. St. Johannes sagt nur Gutes über diesen Ort und seine Bewohner”.

Hören wir selbst, was in diesem Brief an die Gemeinde in Philadelphia steht:

Lesung des Textes Apk 3, 7 - 13.

Sensible Ohren und Gemüter werden irritiert reagiert haben auf die Rede von “Satans Synagoge” (3,9). Auch im Brief an die Gemeinde in Smyrna wird diese polemische Formulierung verwendet (2,9).

Der gesamte Texte der Apokalypse ist adressiert an Christen, die in einer bedrängten Situation lebten. Die erste Christenverfolgung unter Nero im Jahr 64 hatte stattgefunden und Jerusalem war durch Vespasian eingenommen worden.

In Philadelphia, wie in anderen kleinasiatischen Städten, war es eine mehrschichtige Konfliktlage. Zum einen gab es Konflikte mit der römischen Besatzungsherrschaft. Sie war im Großen und Ganzen zwar tolerant gegenüber anderen Kulten, aber eine gewisse Anerkennung des römischen Kaiserkultes wurde erwartet. Die städtischen Eliten hatten ein Interesse daran die römischen Statthalter nicht zu verärgern. Christen, die nicht bereit waren, die Verehrung des Kaisers als eines Gottes mitzumachen waren ein Störfaktor. Der römische Kaiser Domitian, in dessen Herrschaftszeit die Abfassung der Johannesapokalypse fällt, hat für sich in Anspruch genommen, “dominus et deus”, “Kaiser und Gott” zu sein.

In der Öffentlichkeit wurden die Anhänger Jesu als Juden angesehen. Als eine jüdische Sekte, waren sie unter dem Dach der Synagogen geschützt. Auch für das Synagogenjudentum, das oft in der Stadtkultur eine wichtige Rolle spielte, war das Bekenntnis zu Christus als dem wahren “Weltenherrscher”, dem “Allmächtigen” (4,8) und letztentscheidenden Richter ein Stein des Anstoßes.

Der grundlegende theologische Unterschied in der Deutung der Rolle Jesu barg Konfliktpotential. Der Schreiber verwendet Gottesbezeichnungen aus der jüdischen Tradition: Gott der Heilige, der Wahre. Der Schlüssel Davids steht für die Eröffnung des Zugangs zum Volk Gottes. Wer gehört wirklich dazu zum Gottesvolk? Polemisch wird im Text behauptet: Nicht die, die von sich sagen sie gehören dazu, sind die wahren Mitglieder des von Gott erwähltem Volkes. Sie werden als “Lügner” bezeichnet. In jüdischen Ohren war es gotteslästerlich, diese Gottesbezeichnungen auf Jesus Christus zu übertragen und zu beanspruchen, der Zugang zu Gott wird allein durch ihn ermöglicht. Über diese grundsätzlichen theologischen Differenzen hinaus befürchteten wohl manche Mitglieder der jüdischen Gemeinden eine Schädigung ihres Ansehens durch die Synagogenchristen in der Stadtkultur.

Das ist der zeitgeschichtliche Kontext, in dem die polemische Abwertung einer Synagogengemeinde als “Satans Synagoge” entstanden ist.

Im bedrückenden Wissen um den Holocaust sind wir zurecht sensibel bei solchen Worten. Anfang November 2015 haben sich die Synodalen der EKD in Bremen in einer Kundgebung noch einmal vom christlichen Antisemitismus bei Luther distanziert. In dem Text heißt es: “Die Reformatoren standen in einer Tradition judenfeindlicher Denkmuster, deren Wurzeln bis in die Anfänge der Kirche zurückreichen”. Der Predigttext für den heutigen Sonntag gehört mit hinein in die Anfänge christlicher Judenfeindschaft.

Für uns kann diese Rede von Satans Synagoge nur der Impuls sein, Irrtümer in unserer Christentumsgeschichte aufzuklären und Fehler einzugestehen. In der schon zitierten Kundgebung der EKD heißt es: “Aus dem Erschrecken über historische und theologische Irrwege und aus dem Wissen um Schuld am Leidensweg jüdischer Menschen erwächst heute die besondere Verantwortung, jeder Form von Judenfeindschaft und -verachtung zu widerstehen und ihr entgegenzutreten”.

Der Satan ist in der Apokalypse ein Element eines dramatischen Szenarios, mit dessen Hilfe der Schreiber die Situation der ersten Christen zu deuten versucht. Der Text ist voller Bilder des Kampfes und der blutigen Auseinandersetzungen. Feinde werden dämonisiert und Gott wird angerufen, er soll Rache (6, 10) nehmen an den Feinden. Die Christen sollen sich vorbereiten auf einen Endkampf mit kosmischen Dimensionen. Die Apokalypse ist ein Text mit Gewaltphantasien, in denen Gott selbst tötet und quält. Solche Texte und Bilder können eine gefährliche Dynamik freisetzen, wenn sie gleichsam aus ihrem Rahmen gelöst und für sich betrachtet werden. Dann entsteht ein falscher Eindruck, der auch in der Geschichte des Christentums seine Spuren hinterlassen hat. Wenn die Texte und Bilder dar Apokalypse für sich betrachtet werden, können sie schnell als Legitimations- und Propagandamittel gebraucht bzw. missbraucht werden, eigene Gewaltanwendung zu rechtfertigen. Die Christen werden dann aufgerufen, nun endlich selbst mit aller Gewalt an der Herbeiführung des Reiches Gottes zu arbeiten. Dualistische Vorstellungen von Gut oder Böse fördern meistens Aggression und Abgrenzung. Wir sind auch im Hinblick auf solche Vorstellungswelten sensibler geworden und sehen deutlicher die Gefahren, die mit solchen apokalyptischen Interpretationsmustern verbunden sind.

Im Rahmen der theologischen Gesamtkonzeption der Apokalypse ergibt sich allerdings ein anderes Bild.

Die Christen werden nirgends ermutigt selbst Hand anzulegen. Betont wird immer wieder: Die Christen sollen ausharren, warten, in Geduld. Es ist ein Ethos des Durchhaltens auch in schwierigsten Situationen.

Die bildhafte Sprache ist ein Mittel, die Lebenserfahrung der Christen zum Ausdruck zu bringen. Sie arbeiten sich aber an der Thematik von Macht und Ohnmacht ab. An der Apokalypse lässt sich studieren, in wie hohem Maße in allem christlichen Denken, Deuten und Sprechen versucht wird, die Erfahrungen von Macht und Ohnmacht im menschlichen Leben zu verarbeiten. Noch die grausamsten Erfahrungen von Unterdrückung und Verfolgung werden nicht aus dem christlichen Deutungsrahmen hinausgedrängt sondern ins Zentrum des Denkens und Glaubens geholt. Die Christen werden als Verfolgte und Bedrängte, angesprochen. “Du hast eine kleine Kraft” heißt es im Predigttext. Diese kleine Kraft wird durchgängig in Kontrast gesetzt zur Macht Gottes: Er allein ist der Allmächtige, der Pantokrator. Diese starke Einheitsvorstellung bricht allen radikalen Dualismen die Spitze ab. Aber dieser starke auf den einen Gott ausgerichtete Glauben muss dann ein anderes Problem verarbeiten: Alles was in der Welt geschieht, auch das Grausamste muss deutend integriert werden in seine Herrschaft. In der Apokalypse werden auch die Gegner und Peiniger der Christen noch als Werkzeuge Gottes dargestellt. Das führt in gedanklich nicht mehr auflösbare Aporien. Aber dieses Gottesverständnis zielt auch nicht auf theoretische Welterklärung sondern auf die praktische Ermutigung von Menschen, die inmitten der konfliktreichen Welt ihr Leben führen müssen. Der positive Grundton der Offenbarung, der Deutungsrahmen in dem alle Einzelaussagen und -bilder verstanden werden sollen, erklingt in einem poetischen Bild am Schluss. Der eine Herrscher zielt nicht auf Vernichtung, er will als Schöpfer Leben bewahren, erhalten. Auf solch einen hellen Horizont läuft die ganze Darstellung in der Offenbarung zu.

Gegen Ende des Buches, im 21. Kapitel (3 ff) wird erneut das Bild vom “neuen Jerusalem” aufgerufen, das im Predigttext (3, 12) genannt wird. Es ist ein tröstliches Bild für das, was Leben in der Stadt Gottes, der Nähe Gottes bedeutet: “und er selbst, Gott, wird mit ihnen sein, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein”. Das ist das Ziel der Herrschaft des einen, allmächtigen Gottes.

Diese Deutung von Macht hat auch politische Konsequenzen.

Mit dem Verweis auf den wahren, den göttlichen Herrscher werden alle innerweltlichen Ansprüche auf absolute Macht begrenzt und für illegitim erklärt.

Noch etwas zweites Entscheidendes gehört zur dieser christlichen Logik innerweltlicher Machtbegrenzung. Das Bild des allmächtigen Herrschers wird in der Symbolik der Apokalypse paradox gebrochen. 28mal wird in der Offenbarung das Bild des Lammes verwendet als Symbol für Christus, den wahrhaft Mächtigen. Dieses Lamm trägt Schlachtmale am Hals. Es sieht aus “wie wenn es erwürgt wäre” heißt es im 5. Kapitel (6 ff). Wir gehen auf Weihnachten zu. Das Kind in der Krippe ist ein weiteres Symbol für diese paradoxe Brechung unserer Vorstellungen von Macht und Herrschaft.

Auf dem dreiflügeligen Altarbild von Lucas Cranach dem Jüngeren in der Stadtkirche in Weimar steht unten in der Bildmitte das Lamm, über dem Lamm das Kreuz mit Christus. Auf dem linken Seitenflügel des Altars sind der Kurfürst und seine Frau dargestellt. Sie ordnen sich Christus zu bzw. unter. Die Demut als Grundzug eines christlichen Herrschers, die Einsicht in die Relativität menschlicher Macht wurde damit zum Ausdruck gebracht.

Diese tief im christlichen Denken und Glauben verwurzelte Logik der Begrenzung aller menschlichen und weltlichen Macht hat eine enorme Wirkungsgeschichte freigesetzt. Diese Wirkungsgeschichte reicht bis in unsere Gegenwart, auch wenn oft nicht mehr um diesen Zusammenhang gewusst wird.

Überall da wo Gewaltenteilung herrscht, wo über Recht und Verfassungen Machtausübung begrenzt und kontrolliert wird, finden sich Spuren dieser Wirkungsgeschichte. Wie schwer es ist diesen Gedanken von den Grenzen unserer Macht auch in der Realität auszuarbeiten und durchzuhalten lässt sich in der Christentumsgeschichte an vielen Stationen studieren.

Unsere eigene christliche Geschichte ist voller Konflikte und Gewalt. Immer wieder neu muss mühsam nach Wegen der Begrenzung unkontrollierter und zerstörerischer Macht gesucht werden.

Zerstörerische Macht und Gewalt einzudämmen, und der Sinnlosigkeit des Weltgeschehens stand zu halten - dazu braucht jeder und jede Einzelne von uns immer wieder Kraft und Ermutigung.

Die Notwendigkeit solcher Ermutigung ist vernünftig begreifbar zu machen. Kant hat sich z.B. bemüht, den Gottesgedanken als einen notwendigen Gedanken der menschlichen Vernunft auszuweisen und neuere Philosophen stimmen Kant in dieser Argumentation zu.

Immanuel Kant hat die Situation von uns Menschen realistisch und illusionslos beschrieben. Auch die “[...] Rechtschaffenden [...] werden [...] allen Übeln des Mangels, der Krankheiten und des unzeitigen Todes [...] unterworfen sein und es auch immer bleiben, bis ein weites Grab sie insgesamt [...] verschlingt, und sie, die da glauben konnten, Endzweck der Schöpfung zu sein, in den Schlund des zwecklosen Chaos der Materie zurückwirft [...].” (KdU B 428).

Um mit diesem Wissen leben zu können braucht es nach Kant eine Hoffnung, die über alles sinnlich Wahrnehmbare und von uns zu Bewerkstelligende hinausgeht. Es gehört für Kant zu einem vernünftigen Leben, einen Gottesgedanken auszubilden. Er bildet das Widerlager gegen die Vorstellung, dass das “zwecklose Chaos der Materie” das Letzte ist, auf das wir zugehen.

Die Notwendigkeit des Gottesgedankens ist einsehbar zu machen. Aber dass ein Mensch in seiner Lebensführung auch tatsächlich die Kraft zu solch einem Vertrauen immer wieder neu findet, inmitten der Wirrnisse des Lebens, das ist mit dem Denken allein nicht herbeizuführen. Dazu braucht es die Hilfe einer Gemeinschaft von Menschen, die sich gegenseitig ermutigen und trösten. Dazu braucht es Texte, Rituale einen Bilderschatz, Musik die uns helfen, solch eine existentielle Hoffnung “gegen den mutlos machenden Augenschein” (Habermas 230) auszubilden. Selbst wenn wir solche Gemeinschaft und Hilfe erleben dürften ist das keine Garantie, dass wir hoffen und vertrauen können. Dieser Realismus gehört auch zum christlichen Glauben.

Paul Tillich hat in seiner Schrift “Mut zum Sein” christlichen Glauben umschrieben als eine Kraft, die es uns ermöglichen kann, inmitten unseres Gefühls der Angst und der vergehenden Endlichkeit uns zu bejahen, als die die wir sind. Es ist “der Mut, uns anzunehmen als angenommen trotz unserer Unannehmbarkeit”(123). Wer sich so annehmen kann, kann dann auch seine “kleine Kraft” wieder einsetzen und anderen Hoffnung geben. Tillich hat diesen Akt der Annahme als etwas beschrieben, was paradox ist und nicht in einem Akt des Ergreifens, sondern nur im Ergriffenwerden geschenkt wird.

Eine eindrucksvolle und zugleich erschreckende Schilderung von Christen, die auch in einer Situation, die von brutaler Gewalt durchtränkt ist, an ihrem Vertrauen auf Gott festhalten, hat für mich Navid Kermani geschildert.

Kermani wurde am 18.Oktober 2015 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen. In seiner Rede in der Frankfurter Paulskirche übte Kermani nicht nur scharfe Kritik an unserer deutschen, selektiven Wahrnehmung und Gleichgültigkeit gegenüber der “schon endzeitlich anmutenden Katastrophe”, die drei Flugstunden von Frankfurt entfernt sich ereignet. Kermani schilderte in seiner Rede u.a. auch, wie es in diesem Jahr 2015 einer christlichen Gemeinschaft in dem Kloster Mar Elian in der syrischen Kleinstadt Qaryatein ergangen ist, die er auf einer seiner früheren Reisen besucht hatte. 2012 hatte er in dem vom Bürgerkrieg schon gezeichneten Land Pater Jacques kennengelernt, der eine kleine katholische Gemeinde im muslimischen Umfeld betreute. Er lebte in einer kleinen klösterliche Gemeinschaft, die sich “der Begegnung mit dem Islam und der Liebe zu den Muslimen verschrieben” hatte. Diese christliche Gemeinschaft charakterisierte Kermani mit den Worten:

“Mit ihrer Hände Arbeit, ihrer Herzen Güte und ihrer Seelen Gebete schufen die Nonnen und Mönche ... einen Ort, der mir utopisch anmutete und für sie selbst nichts Geringeres als die endzeitliche Versöhnung - sie würden nicht sagen: vorwegnahm, aber doch vorausfühlte, die kommende Versöhnung voraussetzte”.

Ende Juli 2015, hat der "Islamische Staat" die Kleinstadt Qaryatein eingenommen, zweihundert Christen wurden vom IS entführt. Einen weiteren Monat später, am 21. August, wurde das Kloster zerstört und Pater Jacques gefangen genommen.

“Gibt es Hoffnung?” fragte Kermani in seiner Rede.

Er fuhr fort “ja, es gibt Hoffnung, es gibt immer Hoffnung”. Pater Jacques konnte fliehen und zu seiner kleinen klösterlichen Gemeinschaft zurückkehren. Zur Flucht verholfen haben ihm auch Muslime: “jeder einzelne von ihnen hat sein Leben für einen christlichen Priester riskiert. Die Liebe hat über die Grenzen der Religionen, Ethnien und Kulturen hinaus gewirkt”. Der muslimische Empfänger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels beschloss seine Rede mit der Aufforderung nicht zu applaudieren sondern sich zu erheben um zu beten für die entführten Christen und die Gemeindeglieder von Pater Jacques. Kermani: “Was sind denn Gebete anderes als Wünsche, die an Gott gerichtet sind? Ich glaube an Wünsche und dass sie mit oder ohne Gott in unserer Welt wirken. Ohne Wünsche hätte die Menschheit keinen der Steine auf den anderen gelegt, die sie in Kriegen so leichtfertig zertrümmert”. Es war eine eindrucksvolle Demonstration von Hoffnung in einer unter Gewalt leidenden Welt, ein zeichenhaftes Vorwegnehmen einer erst noch “kommenden Versöhnung”.

Möge Gott uns auch ermutigen, an je unserem Ort solche Zeichen der Versöhnung zu leben.

\*\*\*

Rede von Navid Kermani:

http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/819312/

Paul Tillich

Der Mut zum Sein, in: ders. Sein und Sinn. Gesammelte Werke XI, Frankfurt a. M. 1969